

# Liechtensteiner Volksblatt

Erscheint jeden Mittwoch und Samstag.

**Bezugspreis:** Für das Inland jährlich 10 K., halbjährlich 5 K., vierteljährlich K. 2.50; für Österreich jährlich 13 K., halbjährlich K. 6.50; für die Schweiz jährlich 13 Fr., halbjährlich fr. 6.50; für das übrige Ausland jährlich 15 K. — Bestellungen nehmen entgegen: Im Inlande die betreffenden Zeitungsverleger, im Auslande die nächstgelegenen Postämter oder die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz; der Schweiz die Buchdruckerei J. Kuhn in Buchs (Aheintal).

**Einrückungsgebühr** im Anzeigenteil die sechspaltige Kleinzeile 12 h oder 12 Rp.; für Reklamen 20 h oder 20 Rp. Einrückungen sind an die Schriftleitung, Anzeigen und Gelder an die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz einzufenden.

## Zur Spielbankfrage.

IV.

Wie ist unser Land in Schulden geraten? Vor dem Kriege führten wir Liechtensteiner ein Dasein, um welches man uns im Auslande beneidete. Desterreich bezorgte uns Post und Zollwesen. Mithilfe strichen wir unseren Teil der Einnahmen ein. Zahlten wenig Steuern und führten uns verhältnismäßig wohl dabei. Dann kam der schreckliche, fünf Jahre dauernde Weltkrieg, der natürlich auch an unserem Ländchen nicht spurlos vorübergehen konnte. Die Lebensmittelorgen und das unheimliche Sinken der Kronenvaluta brachten uns große Verlegenheiten. Nicht fremde Landesverweser, ausländische Beamte und Handlanger sind schuld daran, sondern lediglich die allgemeinen Kriegsverhältnisse. Auch nicht ein einziger Liechtensteiner vom reinsten Blut wäre in der Lage gewesen, das Unheil von uns abzuwenden. Nicht wir allein wurden in die Widmühle der Kriegsschrecken gedrängt, überall in der Welt, in großen und kleinen Staaten, ob sie nun am Krieg beteiligt waren oder nicht, hörten wir mehr oder weniger Klagen über Notstand, Lebensmittelorgen, hohe Preise und Verschuldung. Es ist heute deshalb das Schicksal aller Völker, an dem Wiederaufbau des durch den Weltkrieg zerrütteten Wirtschaftslebens mitwirken zu müssen. Das ist eine soziale Pflicht aller, der auch wir nicht entgehen können.

Für uns ist die Valutafrage entschieden dasjenige Problem, das einen großen Einfluss bei unserer Verschuldung ausgeübt hat und dessen Lösung die größten Schwierigkeiten bietet, die dadurch nicht unwesentlich erhöht werden, weil heute noch niemand vorauslagen kann, welche Lösung für die Zukunft unseres Volkes die beste sein würde. Jedenfalls wird man bei Erledigung dieser wichtigen Frage ganz besonders auch die politischen Verhältnisse berücksichtigen müssen. Hand in Hand damit muß dann, wie schon angedeutet, die Erschließung neuer Einnahmequellen ins Auge gefaßt werden. Es ist nicht zu verkennen, daß die finanziellen Aufwendungen der Spielbankgesellschaft, die in Aussicht gestellt werden, etwas Großartiges in sich tragen, das geeignet ist, dem Unternehmen gewisse Sympathien zu gewinnen, insbesondere bei jenen, die durch die übertriebenen Darstellungen über unsere missliche Lage eingeschüchtern, den Glauben an die eigene Kraft und das eigene Können verloren haben, oder bei solchen, die sich von dem Unternehmen goldene Berge versprechen und schließlich auch bei jenen, die benutzt oder umschmeichelt an den Schattenseiten vorüberstreifen, ohne denselben die geringste Achtung zu schenken, auch wir wollen das wirklich Gute nicht unterlassen, wo es sich auch finden mag. Leider können wir hier aber nicht sagen, daß das Gute der Zeit des Wunsches ist, denn dem Unternehmen haftet nun einmal das Hazardspiel mit seinen unvermeidlichen Folgen an. Die in Aussicht gestellten Summen und die sonstigen, mit dem Unternehmen verbundenen finanziellen Wirkungen sind so hoch, daß wir uns unwillkürlich fragen müssen, wie wird sich die Rentabilität gestalten. Auch bei Finanzmathematikern gilt der Grundsatz: „Jeder ist sich selbst der Nächste.“ Ich die Gesellschaft müßte also außer den Aufwendungen für Konzession, Herstellung der

Anlagen usw. noch ein Gewinn herausbringen. (Dividende). Ihre Rentabilitätsberechnung scheint auf einen Amortisationsplan aufgebaut zu sein, dem ein Zeitraum von 25 Jahren zu Grunde liegt, denn nach dieser Zeit sollen die Gebäude, Eisenbahn und das Lawenwerk an den Staat zurückfallen.

Die zur Deckung bestimmten Einnahmen würden hauptsächlich aus dem Hotel- und Kasinounternehmen, sowie aus dem Betrieb der Eisenbahn und des Lawenwerks gewonnen werden müssen.

Mit der Konzession für den Hotelbetrieb würde die Gesellschaft auch diejenige für Bahnbetrieb, sowie für Licht- und Kraftversorgung erhalten. Daraus ergibt sich, daß die Gegenleistungen des Landes den Leistungen der Gesellschaft das nötige Gegengewicht bieten.

Ein unhaltbarer und des Landes unwürdiger Zustand würde die von der Gesellschaft geforderte Vorrangstellung herbeiführen. Außer der Gesellschaft könnte niemand mehr im Lande während der Vertragsdauer ein Hotel errichten. Eine Anzahl von Orten müßte auf die Vorteile des Fremdenverkehrs verzichten. Selbst den Liechtensteiner Landeskindern wäre alle Bewegungsfreiheit in dieser Hinsicht genommen. Was für Gefühle es bei dieser später auslösen würde, wenn sie sehen würden, daß die Einnahmen aus dem Fremdenverkehr lediglich einem fremden Geschäftsunternehmen zufließen, kann man sich ausmalen. Ähnlich steht es mit den Einnahmen aus dem Bahnbetrieb und dem Elektrizitätswerk.

Solche Forderungen vonseiten der Gesellschaft sind aber von ihrem Standpunkt aus begründlich, denn sie muß ihre Rentabilitätsberechnung zum Teil auf Unternehmen aufbauen, die neu entstehen müssen und für die keine praktischen Erfahrungen vorliegen. Unseres Erachtens liegt es im Interesse des Volkes, daß das Land selbst den Bau der Bahn und den Ausbau des Lawenwerks in die Hand nimmt und die daraus zu erzielenden Einnahmen zum eigenen Besten verwendet.

Das Lawenwerk wäre so auszubauen, daß das Land selbst genügend Licht und Kraft gegen Entgelt an die Bevölkerung abgeben und außerdem die Stromquellen zum Betrieb einer zu erbauenden Straßenbahn benützen könnte.

Die aus dem Bahnbetrieb und aus der Abgabe von Elektrizität zu erzielenden Einnahmen könnten zur Schuldentilgung im Wege der Amortisation benutzt werden. Soweit eine sofortige Deckung erforderlich — etwa bei der Lebensmittelschuld, Rheinmehrunterhaltung usw. — könnten die von den Sparanlegern bei der Sparkasse niedergelegten Gelder nutzbar gemacht werden. Den Sparanlegern würden langfristige Staatsobligationen auszuhandeln und diese im Wege der Kündigung oder der Verlosung zurückzugeben sein. Sie wären in den aufzustellenden Schuldentilgungsplan aufzunehmen, oder die Sparanleger könnten direkt als Aktionäre an dem Unternehmen teilnehmen.

Auf diese Weise würde nach und nach ein Abbau der Landesschuld stattfinden. Regierung und Volk würde es erpart, in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis zu einer fremden Gesellschaft zu geraten. Der Bevölkerung wäre Gelegenheit ge-

geben, ihr Geld in sicheren Staatsrenten anzulegen, die ihr später zum vollen Wert mit gutem Geld zurückgezahlt werden könnten. Der Hotelbetrieb brauchte dann nicht zum Vorrückte für eine einzige Gesellschaft und einen von dieser bevorzugten Ort gemacht zu werden. Es würde vielmehr auch in anderen Orten des an Naturlichkeiten reichen Ländchens die Möglichkeit zum Hotelbetrieb und zur Teilnahme an den Vorteilen des Fremdenverkehrs erhalten bleiben.

Da die Regelung der Valuta, Schuldentilgung usw. eingehende finanzielle Kenntnisse erfordert, möchten wir empfehlen, in Liechtenstein eine der Regierung unterstellte juristische Landesbank zu errichten, der die technische Verwaltung der Landesfinanzen zu übertragen wäre. Ein solches Bankgeschäft im Lande wäre auch insofern ein wirtschaftlicher Fortschritt, als dasselbe der Bevölkerung von Liechtenstein in allen einschlägigen Fragen wie Gelddarlehen, An- und Verkauf von Wertpapieren, Geldwechsel usw. höchstwertvolle Dienste leisten könnte.

Am vorläufigen Schluß unserer wirtschaftlichen Ausführungen angelangt, fassen wir unser Urteil noch einmal in folgenden Leitsätzen kurz zusammen:

Es wäre aus sittlichen, religiösen, wirtschaftlichen und politischen Gründen für unser Land vorhängsweise, dem Hazardspiel die Tore zu öffnen. Der Spott der Welt fängt, nach allerhand auswärtigen Preisfestsetzungen zu urteilen, schon an, sich über uns zu ergießen. Das haben wir denen zu verdanken, die sich mit unbegreiflichem Eifer für das Spiel- und Hotelunternehmen eingesetzt haben, Sorge das Liechtensteiner Volk dafür, daß wir nicht vollends der allgemeinen Lächerlichkeit anheimfallen.

## Ein offenes Wort zur Gründung des Liechtensteiner Bauernvereins.

(Eingefandt aus Grödenkreisen des Bauernvereins, ohne Stellungnahme der Schriftleitung.)

Wir Bauern sind von jeher diejenigen, die das Land erhalten, aber auch diejenigen, die bis heute nichts dazu zu sagen haben, und das ist ein Zeichen, daß der Bauer der Schuldige aller ist. Durch den Mißbrauch, welcher mit uns getrieben worden ist, sind wir gezwungen worden einen Verein zu gründen und dieser Verein sollte nicht nur dem Bauern, sondern auch den Handwerkern und den Angestellten willkommen sein. Viele sagen z. B. der Bauer verkauft jetzt sein Vieh für Franken und bekümmert sich nichts mehr um uns, oder auch die Bauern wollen die Regierung stützen, oder überhaupt Revolution machen. Man muß aber schon sagen, solche Leute denken überhaupt nicht, oder wie der Bauer sagt, solche Leute sind verrückt. Es versteht sich doch von selbst, daß der Bauer ohne Handwerker und Angestellte nicht auskommen kann, gerade so wenig, als der Handwerker und Angestellte ohne Bauer. Ich glaube aber, daß solche Leute im Lande sind, die mit Schmutz auf die Revolution warten und den Bauernverein auch herbei ziehen möchten; ich muß aber solchen Leuten sagen, daß sie an eine falsche Adresse kommen werden; denn der Bauernverein will Frieden und Ordnung im Lande. Ich bin zwar kein strenger Zeitungs-

schreiber und Leser, weil in unserer Politik zu viel gekämpft wird, doch hat mich die Zeit und die Verhältnisse auch dazu gebracht. Einige Sachen will ich doch noch anführen, um das bisherige Verfahren zu veranschaulichen.

Würden nicht beispielsweise gerade solche unterstellt, die zur gleichen Zeit in der Schweiz einen Lohn verdienen, der beim heutigen Valutastand der österreichischen Krone sich nach unserem Gelde auf 250 bis 300 Kronen beläuft, oder wieder solche, die Tausende im Schleichhandel einbringen, oder auch endlich solche Großkapitalisten, die auf den Bauern stets herabzusehen gewohnt waren?

Es wachse und gedeihe der Bauernverein Liechtensteins. \* \* \*

(Eingef.) Was auswärtige Blätter über unsere Spielbankfrage schreiben. Die französische „Liberte“ in Freiburg berichtet: „Die Gesellschaft, welche das Spielhaus in Campione besaß, ist, da sie auf Befehl der italienischen Regierung die Türen ihres Kasino schließen mußte, auf der Suche nach einem sicheren Asyl und hat ihren Blick auf Vaduz im Fürstentum Liechtenstein geworfen.“

Die Regierung des Fürstentums ist mit der Bitte um Zulassung überfallen worden, präsentiert im Namen der Gesellschaft, welche gebildet ist von Vermietern von französischen und schweizerischen Fonds. Aber man zweifelt nicht daran, daß die Regierung von Liechtenstein das Geld des Teufels zurückweisen wird.“ (Mais on ne doute pas, que le gouvernement du Liechtenstein refuse l'argent du diable.)

Die „Neuen Zürcher Nachrichten“ schließen einen Bericht über diese Angelegenheit mit den Worten: „Wir trauen dem gelunden und rechtlichen Sinn des Liechtensteiner Volkes, der sich in den letzten Jahren so stark und treu bewährt hat, nicht zu, daß es den gleißelnden Lockbaldern des Spielteufels und seiner ganzen korumpierenden Entartung auch nur eine Hauntüre seines wackeren Ländchens öffnen werde. Wir Schweizer würden, wo immer es wäre, ein solches Projekt, auch wenn es noch so goldene Berge verspräche, mit Schimpf und Schande dahinschicken. Anders wird das Liechtensteiner Volk den entarteten Sohn des Mammonismus nicht behandeln.“ Aber wenn man von diesem Sohn des Mammonismus in Dienst genommen ist? Was schert man sich dann noch um Wohl und Wehe seiner Mitmenschen? Und das nennt man dann „christlich-sozial“.

(Eingef.) Die „Schweizer. Hotel-Neue“ vom 18. Oktober schreibt unter dem Titel „Eine Spielhölle in Vaduz?“: „Es wird zwar versichert, daß von einer eigentlichen „Spielhölle“ nicht die Rede sei. Wie soll dann aber die Gesellschaft auf ihre Rechnung kommen? Doch sicherlich nicht durch die überall darniederliegende Hotellerie in dem bescheidenen und bisher der großen Welt fast unbekanntem Vaduz. Des Pudels Kern wird also auch hier doch wohl das — Spiel sein, heiße es nun „Spielhölle“ oder „Kasino“. Bei dem Tiefstand der Moral im Nachkriegs-Europa ist es auch kein Wunder, wenn . . . Enklaven (eingeschlossener Landes- teil) sich zu Versuchungsobjekten derartiger Völkerverglückungs-ideen hergeben . . . Im Interesse des Schweizervolkes bleibt immerhin zu hoffen, unsere (Schweizer-)Behörden möchten Mittel und Wege

## Die Geschichte einer Ehe.

Von Leonine Winterfeld.

(Nachdruck verboten.)

Mömer lächelte. „Es gibt Augenblicke und Situationen, gnädige Frau, die einem weich machen — vorübergehend — weil sie einem zeigen, wieviel einem doch eigentlich fehlt. Das braucht aber dann noch lange nicht Sentimentalität zu sein. Die hat's übrigens auch zu jeder Zeit gegeben. Nicht bloß die apfelsünen Fräulein und Keisende kuckten davon ein Liedchen zu singen, auch schon Ruderboje und Nothot, Eisenharnisch und Nonnenkleid.“

„Donnerwetter, sind Sie aber gleich poetisch, Mömer!“ Knut sah lachend zu ihm herüber. „Wohlgar ein verborgener Dichter?“

„Gott bewahre!“ Mömers offenes lächelndes Gesicht wandte sich der Hausfrau zu. „Aber soll man da nicht einfach poetisch werden, wenn man so mitten in ein deutsches Familienfest kommt? Und noch dazu dieser Kontrast: gestern um diese Zeit Beschäftigung und heute Abendbrot!“

Sies nickte ihm freundlich über den Tisch herüber zu. „Es freut mich ja so sehr, Herr Mömer, wenn es Ihnen bei uns gefällt. Ellen, willst du nicht einmal Tee einpflanzen?“

„Ja, dann aber zur Musik!“ drängte Knut.

„Mömer, Sie haben meine Schwägerin Ellen noch gar nicht Viole spielen hören. Sie werden sich freuen.“

Ellen erwiderte leicht über dieses Lob ihres gestrigen Schwagers. „Nehme ihm nur nicht zu viel vor, Knut, nachher ist er doch enttäuscht.“ Der junge Doktor war der einzige, der schweigsam war und nicht viel sagte.

Als die Richter am Abendbrotstisch nieder-gebrannt waren, gingen sie in den Salon, wo schon Mömers Cello am Fingal lehrte.

Sie musizierten lange, so lange, daß Gisela ungeduldig wurde. Dies sah glücklich mit einer Weihnachtsarbeit da; sie hätte stundenlang zuhören mögen.

Süßer Duft von verbrannten Tannennadeln und geschmolzenem Wachs zog durch den Raum. Dazwischen wehte eine Note von Beethoven, Mendelssohn und Mozart.

In einem mattblauen Kleid sah Gisela zurück-gelehnt im Schaukelstuhl und rauhste. Sie hatte alle Handarbeiten, selbst vor Weihnachtsarbeiten. Ihr Mann stand am Fenster, dem kleinen Licht auf dem Kamin, mit dem er sich sehr schnell befreundet hatte.

Während einer Pause des Spiels trat Mömer zu Ellen, die vor dem Notenständer kniete, ein Buch haltend.

„Ich wußte nicht, daß Sie so spielen, gnä-

diges Fräulein; ich danke Ihnen. Ihr Schwager hatte recht.“

Sie sah erregt auf. „Also Sie meinen auch, daß noch einmal etwas aus mir werden kann? Ich möchte nämlich so gern aufs Konservatorium.“ Sie stand auf; ihre Augen brannten. „Denn dann hätte ich auch einen Beruf, ein Ziel.“

Er sah sie ernst an. „Und wohl das Schlimmste, was es gibt, nämlich, anderen Freude damit zu machen. Nur eins fehlt an Ihrem Spiel.“

Sie sah ihn fragend an. „Man merkt Ihnen an, wie so seelenvoll Ihr Ansich ist, daß Sie — wie soll ich sagen? — noch nichts erlebt, nichts durchgemacht haben. Verstehen Sie mich nicht falsch. Aber jeder Künstler reißt nur durch sein Schicksal — durch Glück und Unglück. Sehen Sie, wenn ich Ihr Spiel gehört hätte, ohne Sie persönlich zu kennen, würde ich mir sofort gesagt haben: Das ist eine Künstlerin, aber eine, die erst im Werden ist. Noch ist Ihr Spiel nicht persönlich genug. Sie kennen die Tiefen und Höhen des Lebens nicht.“

Sie hatte ihm aufmerksam zugehört. „Sie mögen recht haben, Herr Mömer. Mein Weg ist glatt und eben bis jetzt dahingelaufen; Leid konnte ich eigentlich nur vom Hörensagen.“

Er strich weiches mit der Hand über sein Instrument. „Goethe hat einmal gesagt: Leiden bil-

det den Menschen und lehrt ihn, sich selber erkennen.“

Jetzt sprang Gisela von ihrem Schaukelstuhl auf. „Kinder, die beiden kann ich nicht mehr mitanhören! Jetzt sind sie sogar schon bei Goethe angelangt. Herr Mömer, wollen Sie nicht in Ihren Musikstücken lieber rauchen als philosophieren?“

Mömer und Ellen lachten und traten zu den andern.

„Ich habe wieder etwas gelernt in Bezug auf mein Spiel“, sagte Ellen. Dann setzte sie sich neben Bess. „Glaubst du auch, Bess, daß jeder, der ein wirklicher Künstler sein will, erst ein Schicksal hinter sich haben muß?“

Mömer nickte. „Wir haben alle unser Schicksal; ehe das nicht an uns herankommt, stehen wir noch in den Kinderhüften.“

Gisela lachte laut auf. „Unglückliche Liebe, meinen Sie wohl, Herr Mömer? Sie sind richtig.“

Mömer schüttelte lächelnd den Kopf. „O nein, gnädige Frau! Ich hoffe sogar, daß mein Schicksal eine glückliche Liebe sein wird. Aber schließlich ist ja Schicksal und Schicksal ein kleiner Unterchied.“

Vom Fenster war Ernst langsam zu den andern getreten. „Ich habe neulich ein Bild vom Schicksal gesehen, das war furchtbar. Ein ehe-